

Schwerpunkt

DDR – BRD

Mit dem Thema des Heftes – Kunstwissenschaftlerinnen und Künstlerinnen zwischen DDR und BRD – sind wir, wie erwartet, in den Sog einer vielfach noch verdeckten Auseinandersetzung geraten; Planung und Gestalt des Heftes spiegeln dies wieder. Aus Neugierde, auch Anteilnahme, baten wir Kunst- und Kulturwissenschaftlerinnen, Auskunft über ihre Arbeit, ihr Leben in einem Land zu geben, das uns fremd, doch dessen Geschichte, Vorgeschichte und Gegenwart eng mit der des unseren verknüpft ist. Wir fragten nach der Situation von Künstlerinnen, nach den Einschnitten der „Wende“ in ästhetische Praxis und Lebensformen, nach neuen Erfahrungen, Verlusten und Perspektiven.

Das Ergebnis liegt nun vor. Die Texte, oft knappe Abrisse, beleuchten schlaglichtartig karge Gegenwart. Eine Zwischenbilanz im dritten Jahr der deutschen Einheit. Zunächst aber soll kurz die Rede sein von Schwierigkeiten, Mißverständnissen und Erwartungen, die zur Entstehung des Heftes gehörten und an den Verlauf der deutschen Vereinigung gebunden sind.

Die gute Absicht

Wir glaubten, jüngeren Kolleginnen, die in Ostdeutschland leben oder gelebt haben, mit diesem Heft eine der lang verwehrtten Möglichkeiten der öffentlichen Artikulation anbieten zu können. Ein Text von westlicher Seite über die verlorenen utopischen Gewißheiten und die Enttäuschung der westlichen Linken¹ sollte hinzukommen, auch aus paritätischen Gründen. Da sich so schnell keine Autorin fand, richteten wir an einige West-Kolleginnen die Bitte um persönlich gehaltene Stellungnahmen zum Thema West-Ost. Solche Stellungnahmen haben wir von den männlichen Vertretern des Faches, oder genauer: vom Kunsthistorikerverband und dem Ulmer Verein vermißt.² Sie sind am Ende des Schwerpunktes nachzulesen.

Schweigen

Im Herbst 1992 wurde das wirtschaftliche Scheitern der deutschen Vereinigung öffentlich eingestanden. Die verheerenden Folgen ließen sich nicht mehr verbergen. Man erfuhr von der systematisch betriebenen wirtschaftlichen und geistigen Verödung der neuen Bundesländer³, von 20 000 arbeitslosen AkademikerInnen allein in Ostberlin⁴, von Ängsten, durch Kritik an der neuen freiheitlichen Geldmacht unangenehm aufzufallen, von der bürokratischen Dummheit der Fragebögen, die jeden diffamiert und doch nicht verhindert haben, daß alte Kader sich in neue verwandelten.

Zahlreiche Maßnahmen waren von den antikomunistischen Ressentiments des Westens geprägt, sei es das Verhindern von genossenschaftlichen Betriebsformen, sei es das hemmungslose Aufmischen des Themas Staatssicherheit. Auch die Frauenfrage war längst abgewickelt und der Kampf der Kulturwissenschaftlerin Ina Merkel „Ohne Frauen ist kein Staat zu machen“⁵ (Winter 1989) zu einem frommen Wunsch verblieben. Es bleibt nur die akademische Frage, sind die Kinder, die Jugendlichen, die Alten, die Frauen oder die Männer die „VerliererInnen der Geschichte“?

Daß einige Wissenschaftlerinnen keineswegs nur diejenigen, die wir um Beschreibung von eigener Geschichte gebeten haben, die Lust an öffentlichen (Selbst) Reflektionen verloren und schweigen wollen, hat viele Ursachen. Gelegentlich hat es mit der von uns mißachteten Parität zu tun: Wir sollten uns/Westlerinnen gleichermaßen befragen und zur Debatte stellen. Es hat auch zu tun mit der Notwendigkeit, endlich, nach gehabter Reflexion, sich dem kapitalistischen „Hecken von Mehrwert“ zu widmen (so Claudia Reichardt (WANDA) von der Galerie Autogen in Dresden). Schließlich hat es zu tun mit Ermüdung, Enttäuschung, Resignation, Zweifel am „Nutzwert“, aber auch Angst vor beruflichen Sanktionen beim Äußern öffentlicher Kritik. (So verlagerte sich das Schwergewicht der Heftkonzeption auf die Künstlerinnen, über die es sich „leichter“ schreiben läßt.)

Über Hintergründe dieser Angst konnten wir einiges erfahren und einiges zusammenreimen. Doch kann es nicht Aufgabe der Redaktion sein, den Wirrwarr macht- und berufspolitischer Obsessionen zu entzerren, von dem etwa auch die Neustrukturierung der kunsthistorischen Institute an den Hochschulen oder die Auflösung von Forschungseinrichtungen der Akademie geprägt sind.

Kündigungen, Ausschreibungen der ehemals eigenen Stellen, auslaufende Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM), Arbeitslosigkeit, gerichtliche Klagen (etwa von WissenschaftlerInnen der Akademie der Künste) häufen sich. Doch es berichten nur wenige Autorinnen davon. Renate Luckner-Bien (Halle) spricht in einem Brief, den sie uns freundlicherweise zur Veröffentlichung überließ, ein wenig über das Schweigen. Deutlich sagt die Museumspädagogin Heidi Graf (Leipzig), daß sie – die schon einmal aufgrund von verweigerter SED-Gefolgschaft benachteiligt wurde – nun gleichsam dank ihrer Systemverweigerung entlassen wurde – denn die angeseilten einstigen Genossen blieben im Amt. Hatten die Genossen sie damals nicht entlassen, so taten es nun die 'Brüder und Schwestern'.⁶

Die tüchtigen Frauen⁷

Ein Thema, das nicht gemieden wird, ist die kulturelle und soziale Differenz zwischen Ost und West. In den Texten wird auf vielfältige Weise anschaulich, daß Kunst und Sprache, Lebenspraxis überhaupt, anderen (Be-)Deutungsmustern folgen. Kommunikation setzt Fragen und Verstehen voraus, und fordert von uns jene Geduld, die wir vom Gegenüber gewohnt sind zu verlangen. Hier liegt viel begraben, was als Stillstand oder neue Anpassung verkürzt sichtbar wird. Eingeklemmt zwischen dämonisierter und verkürzter DDR-Geschichte mit der Aussicht auf Schein und Sein der BRD-Gegenwart, ein Lebenskonzept zu bewahren oder zu entwerfen, ist wahrlich ein Kunststück.

Gunhild Brandler (Berlin) schafft dieses Kunststück, unter den umgekehrten Bedingungen, einer (vergangenen) DDR-Gegenwart. Sie erlebte (wie KunstvermittlerInnen häufig, da sie von der staatlich polierten Aura der Künstler profitieren konnten) bei ihrer Tätigkeit auch Angenehmes, das die Einschnürung erträglich machte und – trennte sich dennoch. Doch im Westen folgen erneut Trennungen – etwa von ihrem, hier nicht benötigten, daher unverständlichen expressiven Sprachgestus.

Wie die hastige Suche nach (vermeintlichen) westlichen Lebens- und Arbeitskonzepten zum Verrat an der eigenen Ausdrucksweise verführt, zeigt kritisch der Artikel von Inka Schube (Berlin) zu Photographien von Angela Fensch. Dagegen schildern Ada Raev und Annette Dorgerloh (Berlin) vehement und beispielhaft Künstlerinnen, die auf ihrer Eigenständigkeit beharren (wobei Ruth Tesmar als Dozentin materiell abgesichert ist) und, wie Kerstin Selmann, fast bruchlos gegen die schwierigen Existenzbedingungen und einen schrillen Kunstbetrieb anmalen. Die „selbst gestellte strenge Aufgabe“ verhilft der Künstlerin und ihrer Biographin zur lebensnotwendigen Selbstgewißheit. Vor allem ältere Künstlerinnen erlebten den Zusammenbruch der DDR nicht nur als Erleichterung und produktive Herausforderung, sondern als mühsamen Neubeginn. Das wird verständlich, wenn man die „Verwöhnung“ der Kulturschaffenden (sofern sie im Verband organisiert waren und das waren die meisten⁸) anschaut – dazu Gerlinde Förster, die ihre Gespräche mit Ostberliner Künstlerinnen⁹ auswertet und spezifische Probleme herausarbeitet.

Monologe – Dialoge

Wie schnell sich eine gute Absicht in „monologisches“ Agieren verschieben kann, wird beim Umgang westlicher Kunstwissenschaftlerinnen mit der Kunst von Ost-Frauen deutlich – geschehen in Berlin im Dezember anläßlich der Ausstellung „eigen art ost frau“. (Zu den Dialogschwierigkeiten auch Barbara Rüh in dem Projektbericht, Annette Dorgerloh in der Einleitung ihres Beitrags und Sigrid Schades Statement). Wenn die Werke von Künstlerinnen, die den Traditionen eines verordneten Realismuskonzeptes längst entstiegen und an den Prozessen autonomer Kunst in den 80er Jahren der DDR beteiligt waren, mit den konzeptuellen West-Kunst-Augen schlicht übersehen und damit mißachtet werden, so wird eine Grenze verletzt. Über die Existenz dieser gesellschaftlichen und kulturhistorischen Grenze täuscht die abenteuerlich schnelle politische Vereinigung beider Länder leicht hinweg. Dies macht die Verständigung heikel, zumal neben der Kritik an Distanzverletzungen der ebenfalls berechnete Vorwurf einer Ghettoisierung steht – dazu auch Anmerkungen von Inka Schube in ihrem Beitrag.

„Was bleibt“

Einen knappen Überblick über die Schwierigkeit eine „Frauenfrage“ zu artikulieren, wenn sie als Nebenwiderspruch im (patriarchalen) System der DDR gelöst zu sein hatte, gibt Josefin Jahnke (Berlin). Innerhalb der Frauen-Kunstgeschichte – Pionierarbeit hatten Helga Möbius (Berlin) und Helga Möbius-Sciurie (Jena) geleistet – wurde die Tagung in Lehnin als Farnal empfunden; von diesem Aufbruch Ende November 1989, bei dem Westdeutsche Gaststatus hatten und bei dem versucht

wurde, entlang sich überstürzender Ereignisse, feministisches und politisches Denken zu verbinden, ist nicht viel geblieben. Aus der Ungleichzeitigkeit der Frauenforschung (vom Westen aus gesehen) erhofft sich die Autorin auch eine Belebung des im Westen dahindämmernden Diskurses. Den Appell zu einer Frauen-Kunst-Geschichte der DDR möchten wir weitergeben.

Mit Frauen-Geschichte beschäftigen sich zwei Beiträge auf ganz unterschiedliche Weise. Angela Lammert (Berlin) beschreibt wie die Künstlerin Lis-Bertram-Ehmsen übernommen hat, als Grenzgängerin, für (geschützten) Austausch im hermetischen und repressiven Kunstbetrieb der DDR zu sorgen. Am Bild „Die Ausgezeichnete“ von W. Mattheuer erkennt Tanja Frank (Berlin) die Sprachlosigkeit einer Generation, „der Frauen überhaupt?“ Nun wartet das Bild im Depot, ob es in das neue Ausstellungskonzept der „neuen Zeit“ paßt.

Bettina Brand

Christa Schulze

Anmerkungen

- 1 Zur Desorientierung der westdeutschen Gegenkultur cf. die Überlegungen von Christina Thürmer-Rohr, die sie unter dem Titel „Wir sind keine Reisenden ohne Gepäck“ am 8. Juni 1992 bei der Volksuni Berlin vortrug, abgedruckt im „Freitag“ vom 26. Juni 1992: „Die Irritation der ewig Empörten – Die im Schatten der Mauer gewachsene Identität der Linken und Feministinnen taugt nicht mehr“.
- 2 In der einzigen uns bekannten Stellungnahme äußerten italienische Kollegen in einem offenen Brief (Frühjahr 1992) an den Wissenschaftsrat ihre Besorgnis angesichts der Entlassungswelle im Osten.
- 3 Cf. Stefan Welzk, *Tabula rasa – Die Basis der Abwicklung*, in: *Die Abwicklung der DDR*, ed. Heinz-Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau, Göttingen 1992, S. 14-31.
- 4 Das geplante Weißbuch „Intelligenz“ ist vermutlich inzwischen erschienen, herausgegeben von der Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde, Berlin.
- 5 Cf. „Manifest für eine autonome Frauenbewegung“ in der von Cordula Kahlau herausgegebenen Dokumentation: *Aufbruch! Frauenbewegung in der DDR*, München 1990, S. 28-38.
- 6 Ähnliches berichten andere Frauen: WissenschaftlerInnen, die nicht reisen durften und daher keine West-Beziehungen knüpfen konnten, die aber auch im Land keine Seilschaften eingehen wollten, sind doppelt benachteiligt.
- 7 Vgl. dazu die Untersuchungen der Kulturwissenschaftlerin Irene Dölling, die in der Bibliographie dieses Heftes nachgewiesen sind. Ebenso die Beobachtungen der Historikerin Dorothee Wierling (et. a. „Volkseigene Erfahrung. Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz, Berlin 1991“), die in einem gleichnamigen Projekt den Prozeß der Vereinigung begleitet. In einem Gespräch im „Freitag“ vom 15. Januar 1993 sagt sie: „Frauen sind besonders gut über Tüchtigkeit zu verfügen. Sie lernen aufgrund der Identifikation mit ihrer Mutter die Verbindung zwischen Arbeit und Liebe. Der Konnex zwischen Tüchtigkeit und Geliebtwerden läßt sich bei Frauen auf viele Bereiche übertragen.“
- 8 KünstlerInnen konnten nur existieren, wenn sie verkauften – privat, im Staatli-

chen Kunsthandel oder über Werkverträge. Eine Rechnung/Honorar durften sie jedoch nur als Mitglieder des VBK stellen, nur diese erhielten eine Steuernummer. Eine Ausnahme bildeten die volkstümlichen Arbeiter-KünstlerInnen. Cf. Barbara Rüh, Katalog „eigen art ost

frau“, Berlin 1992, S. 12. (Einleitung).

- 9 Gerlinde Förster, „Es zählt nur was ich mache“. Gespräche mit bildenden Künstlerinnen aus Ost-Berlin seit 1990, 2. Mitteilung des Vereins Berliner Künstlerinnen, Berlin 1992.